Bei Kurt Eisner.

Reden des ermordeten bayerischen Ministerpräsidenten auf dem Sozialisten-Kongreß in Bern.

(Aus der Basler National-Zeitung.)

Wenn es einen Ruhm bedeutet, populär zu sein, so darf der bayrische Ministerpräsident Kurt Eisner sich rühmen, zurzeit der populärste Mann in Basel zu sein, populärer als unsere gewählten und nicht gewählten Regierungsräte. Ich weiß nicht, wie vielen Personen der große Kasinosaal Raum gewährt, aber das weiß ich, daß er bis zum letzten Platz gefüllt war von allen glücklichen, die sich noch einen solchen hatten sichern können, Gebildeten und Halbgebildeten, Proletariern und Kapitalisten, satten Bourgeois und hungrigen, Studenten und Jungburschen, Landesfremden und Schweizern aus allen drei Sprachgebieten, welche die drei angekündigten fremden sozialistischen Redner sehen und hören wollten. Einige Besucher wurden enttäuscht; denn der Präsident der Basler Studentenschaft, die zum ersten Mal als „civitas academica" eine solche Veranstaltung durchgeführt hat, teilte mit, daß der französische Deputierte P. Renaudel am Kommen verhindert worden sei. Wer nur Französisch verstand, kam nicht auf seine Rechnung. Als erster Redner stellte sich der italienische Abgeordnete G. Casalini vor und apostrophierte in wohltönender Sprache die „cittadini di Basilea und giovani studenti". Die vom Präsidenten angekündigte französische Zusammenfassung des italienischen Referates unterblieb zum Leidwesen vieler Zuhörer und des Berichterstatters. Der Redner sprach von der alten, schon von Christus und Franz von Assisi gepredigten Idee der Weltverbrüderung und stellte Nationalismus und Internationalismus einander gegenüber und suchte die Gründe des großen Weltkonflikts zu ermitteln, der unser aller Gemüt erfüllt. Wohl ist sich der Redner bewußt, daß der deutsch-österreichische Imperialismus unmittelbar am Ausbruch des Weltbrands schuld war, doch gibt es tiefere Ursachen, ökonomische in erster Linie, aber auch diese Erklärung enthält nicht die ganze Wahrheit. Die göttliche Idee der Liebe und Gerechtigkeit hat eben versagt. Was für ein morgen erwartet uns? Die heutige Jugend wird es erleben. Sie wird zu wählen haben zwischen Nationalismus und Internationalismus, der nicht erlaubt, daß ein Volk das andere vergewaltigt. Die Pariser Konferenz hat mit dem alten Kurs zu brechen. Nicht Rache, sondern Gerechtigkeit soll dort walten.

Um 9 Uhr bestieg Kurt Eisner die Rednertribüne, nach der Freien Zeitung der vielleicht glänzendste Stilist unter den politischen Publizisten Deutschlands, der originalste Denker unter den deutschen Sozialisten, der vielleicht am meisten staatsmännisch Veranlagte in der angesessenen Politikern und tüchtigen Verwaltungsbeamten reichen, an Staatsmännern aber und nun gar Weltpolitikern blutarmen deutschen Sozialdemokratie." Den vielen Superlativen wird jeder, der ihn gehört hat, noch die treffliche Rednergabe beifügen, mit der er über eine Stunde lang unserer Aufmerksamkeit in Spannung hielt, eine, abgesehen vom Beifall lautlose Aufmerksamkeit, die nur einmal durch den Berichterstatter der Genferzeitung gestört wurde, der ostentativ den Saal verließ, als Herr Eisner von der Bolschewismuspanik sprach, die vielleicht durch das schlechte Gewissen der Besitzenden hervorgerufen sei. Doch greifen wir dem Inhalt nicht vor, der ungefähr folgendes war:

In der Zeit, da eine alte Welt zusammenbricht und die Pflicht entsteht, eine neue zu bauen, entsteht das tragische Problem, wie soll man in neuem Geiste schaffen, wenn der neue Geist fehlt, aber wie kann man eine Menschheit bilden ohne Menschen? Nach einer ähnlichen Katastrophe wie der jetzigen hielt einst Fichte seine Rede an die deutsche Nation, in welcher er darlegte, daß Deutschland die Pflicht habe, sich mit Eroberungen des Geistes zu begnügen und seinen Geist in die Welt ausstrahlen zu lassen. Fichte sah wohl ein, daß seine gedemütigte und am Erwerb klebende Generation ohne Hoffnung sei und erwartete das Heil nur, wenn die Jugend unabhängig aufwüchsen würde, um später Trägerin einer neuen Ordnung zu werden. Politik ist Erziehung und jeder der die Pflicht hat, Politik auszuüben, muß wie Fichte handeln. Auch Kurt Eisner liegt dieser Gedanke nah. Er schildert, wie er und seine Freunde während des Krieges in Deutschland wie in der Verbannung lebten, nur mit dem einen Gedanken, wie dem Wahnsinn zu steuern sei, aber sich wie Taubstumme geberden mußten gegen die Macht der Gewalt und die Macht der Lüge, bis schließlich eines Tages wie ein Märchen die Kunde über die Welt kam, Bayern sei Republik geworden. Dies Märchen erklärt sich aus der Tatsache, daß mitten in den Jahren des Weltkriegs, eine junge sehnsüchtige Generation begeistert worden war vom Gedanken, daß das, was man im Geist trägt, durchgeführt werden müsse, daß zwischen Gedanken und Tat kein Widerspruch und kein Zeitraum stehen dürfe. Die Jugend hat das Wunder der Revolution vollbracht. Diese Revolution ist allen bangen Fragen zum Trotz echt, wenn auch mancher Einzelne sich nicht anzupassen vermag. Deutschland ist neu geworden.

Hätten je die Menschen so viel Mut, wie er in diesem Krieg nutzlos verschwendet worden ist, bewiesen, um für Freiheit und für eine neue Menschheit zu kämpfen, dann wären wir jetzt eine andere menschliche Gesellschaft. Niemals hätte sich ein großer Denker vor 2000 Jahren eine Welt wie die unsrige ausdenken können, und das Bestehende ist auch nur eine Utopie. Das, was wir wollen, ist Wirklichkeit, alles andere nur Schaum und Wahn. Wir verwechseln Traum und Wachen. Den Wahn abzuschütteln, ist unsere Aufgabe. Man stelle sich doch vor: Trotz den Eisenbahnen erblicken die meisten Menschen während ihres Lebens nur den kleinsten Teil ihres Planeten und werden nur von Arbeitsstätte zu Arbeitsstätte gehetzt. Nun haben sie zum ersten Mal die Welt sehen dürfen, aber nur um sie zu zerstören. Was sonst nur Reichen und Vagabunden vergönnt war, wird endlich auch den andern gewährt, aber nicht, um zu helfen, sondern um zu morden. Der Krieg war selbst die größte Revolution, die alle Gesetze auflöste und auch das Eigentum nicht mehr anerkannte. Deshalb soll man heute nicht klagen, wenn wir das Recht des Rechtes genauer studieren. Der Bolschewismus ist weiter nichts als die letzte Konsequenz des Weltkrieges und war ohne ihn nicht möglich. Wer den Krieg immer als Jungbrunnen bezeichnet hat, darf sich nicht wundern, wenn nun eine irregewordene Menschheit die Welt mit denselben Methoden zu erlösen sucht und die früher gepredigte „Vernichtungsstrategie" auf den sozialen Kampf überträgt.

Im Völkerkrieg kämpfen Bewaffnete gegen Bewaffnete. Im sozialen Krieg wird schon durch die Geburt der Sieg entschieden. Alle jungen Leute sollten diesen Gedanken tief in der Brust tragen, den letzten Krieg, den sozialen, zu beseitigen. Wir durchleben die ernstesten Zeiten. Und wenn vielleicht auch Basel ein stilles Eiland sein mag, überall braust der Sturm, und wir müssen zu Grunde gehen oder uns an den Gedanken einer neuen Weltordnung gewöhnen: Es gibt nur zwei Wege: Entweder bereiten wir die Revolution selbst vor, oder die Massen brechen herein und lösen das Problem auf ihre Weise. Sie sind ja nie gelehrt worden, wie schwierig das Problem sei, stets hieß es für sie „hungert, verzichtet". Der Soldat, der aus dem Schützengraben heimkehrt, frägt sich: „Hab ich mein Leben geopfert, um als Paria weiter zu leben?" Das Recht zu sterben wurde gleichmäßig verteilt; sollen nun alle, die es genossen, nicht auch das Recht zu leben erhalten?

„Die Jugend," so meinte Herr Eisner, ohne seine Popularität zu verlieren oder Widerspruch zu wecken, nicht einmal von den sonst so lauten Jungburschen, „soll nicht unmittelbar politisch tätig sein. Ich beneide euch um eure Jugend, aber wers ernst meint, muß Achtung haben vor den Schwierigkeiten des Berufes." Er versichert uns, er selbst habe erst mit 40 Jahren seine erste Rede gehalten. Den Beruf der Jugend sieht er darin, die Sehnsucht nach Betätigung zu bewahren und zu kommen, wenn man sie zu einer Aufgabe ruft.

Die Aufgabe, die uns heute gestellt ist, heißt „Sozialismus". Die Massen sind physisch stärker. Keine Macht wird sie hindern, ihr Recht zu fordern. Darum sollen diejenigen, welche das Glück haben, studieren zu dürfen, sich den Arbeitern nähern, nicht um sie zu betrügen und ihnen zu sagen, ihre Forderungen seien unberechtigt, sondern um gemeinsam mit ihnen sich um die schwierigen sozialen Probleme zu bemühen. Der Fehler des Bolschewismus besteht darin, daß er alles für zu einfach hält. In Deutschland müssen jetzt alle Sozialisten sein, ob sie wollen oder nicht. Herr Eisner, der selbst Sozialist bleiben wird, solange er denken kann, versteht unter Sozialismus, daß jeder Mensch und nicht seine Geburt über sein Schicksal entscheiden soll. Die sozialistische Wirtschaftsordnung ist bloß ein Mittel dazu. Ein Zuchthausstaat wäre kein Fortschritt, wohl aber eine echte produktive Demokratie mit selbständigem Handeln, Arbeiten und Denken. Diese Revolution läßt sich natürlich nicht mit Gewalt durchführen wie das Stürzen der Regierungen und Wegjagen der Monarchen, mit Maschinengewehren wird kein Hemd gewoben, und mit Giftgasen kein Haus gebaut. Nicht Gewalt, sondern nur Arbeit schafft eine neue Ordnung. Eine Produktionswirtschaft läßt sich nicht erzwingen und man kann nicht sozialisieren, wenn alles zerstört ist.

Sozialismus oder Chaos, ein drittes gibt es nicht! Sehr anschaulich schildert Herr Eisner die reich gewordenen Kriegsgewinnler, die den Aufenthalt im Theater zur Qual machen, die alle Bilder und Bücher mit Lederbänden aufgekauft, und gezeigt haben, wie der Kapitalismus entsteht und jedermann die Achtung davor genommen haben. In Deutschland ist die ganze Intelligenz vom Untergang bedroht, eine gerechte Rache für das, was die geistige Elite verschuldet hat. Wenn ein wohlhabender Bürgersohn studierte, so wurde ihm gesagt, er solle sich nur ein paar Jahre austoben. Wie würde man über Verwahrlosung schreien, wenn eine derartige Mahnung Arbeiterlehrlingen erteilt würde. Die Leute auf der Straße sind verdrängte Intelligenzen. Eine Auslese der Massen fand nicht mehr statt und es blieben bloß Grafen da für die Regierungen. Jeder, der tüchtig ist, soll im Staate helfen dürfen. Fruchtbarmachung aller Kräfte, das ist Sozialismus. Die große Masse soll nicht mehr ausgeschlossen sein von der Teilnahme an den Gütern der Erde. Der Genius, der in jedem Kind steckt, soll sich entfalten können, statt im dritten Lebensjahr zu verkümmern. Wir stehen in der Wende der Zeit. Die neue Jugend muß helfen bauen, muß sich loslösen vom Vergangenen, Ehrfurcht zeigen vor der Zukunft und das Gewissen der Menschheit in sich lebendig machen.

Eisner über die Revolution in München.

Dienstag abend sprach der gegenwärtig wegen des internationalen Sozialistenkongresses in Bern weilende Ministerpräsident Kurt Eisner in einer öffentlichen Sozialistenversammlung über die Ziele der sozialistischen bayerischen Regierung, über die Schwierigkeiten, denen sie bei der Durchführung ihrer Politik begegnet und äußerte seine Ansichten über die Sozialisierung.

Einleitend schilderte Kurt Eisner die ersten revolutionären Vorgänge in Bayern, insbesondere in München. Kurt Eisner erinnerte an den Morgen des 7. November, welchem die Ausrufung der bayrischen Republik unmittelbar vorangegangen war und an welchem die dem Landtagsgebäude zuströmenden Abgeordneten dasselbe von bewaffneten Soldaten umstellt fanden, welche die verblüfften Abgeordneten nach Hause schickten. Der Redner sprach hierauf von der ungeheuren Wirkung, welche der an diesem Morgen gebildete Revolutionszug auf die nichtrevolutionäre Bevölkerungsschichten ausübte, die übrigens an keinerlei Widerstand dachten. Wir haben, so führte Eisner weiter aus, mit den Bauern zusammen gewirkt; denn ohne diese wäre es nicht gelungen, die neue Regierung zu bilden. Eine merkwürdige Regierung, in deren Mitte ein Mann steht, der eben aus dem Gefängnis gekommen war, und was noch schlimmer war, er war nicht einmal Bayer; er war ein Berliner. Denn nur ein „Saupreuße" konnte die Revolution leiten; Bayern war zu gutmütig. Die neuen Minister wußten zuerst nicht, was sie tun sollten. Einer dieser Minister ist ein Schlossergeselle, der vorher nicht einmal Parteibeamter war. Minister Auer ist ein ungelernter Arbeiter; daneben sitzt ein Schneider in der Regierung. Man schuf ein Ministerium für militärische Angelegenheiten, oder man kann auch sagen für die Konkursverwaltung der bayrischen Armee. Unser Kultusminister ist ein Volksschullehrer, ein Feind des Klerus. Einem richtigen Professor wurde das übertragen, von dem wir ganz genau wissen, daß er daran nichts kaputt macht, nämlich das Finanzministerium, da wir in Deutschland keine Finanzen mehr haben. Der frühere Eisenbahnminister, einer vom Adel, der sich bewährte und der von der Zentrumsregierung weggejagt worden war, wurde wieder eingestellt als Verkehrsminister.

Es ist nicht so leicht, bei uns zu regieren. Es ist aber nicht so, wie man in den Zeitungen liest, daß alles drunter und drüber geht. Ich hatte die Aufgabe, Tag und Nacht aufzupassen, daß nicht irgend etwas Unangenehmes passiere. Wir regieren anders, als früher regiert wurde. Ich gehe selbst auf die Straße; früher schickte man die Polizei dorthin. Ist ein Krawall auf der Straße, so bin ich da, Tag und Nacht.

Es herrscht in Deutschland unter dem Drucke eines vierjährigen Krieges eine Unterernährung, von der Sie sich keine Vorstellung machen können. Es herrscht allmählich die Geistesverfassung, die man nicht mehr gesund nennen kann, ein anormaler Zustand der Erregung. Die Soldaten hatten in den ersten Tagen der Revolution alle Zeitungsgebäude gestürmt und besetzt. Das durften wir aber nicht erlauben, da wir für die Freiheit der Presse sind. Meine Aufgabe war es, die Preßfreiheit zu schützen. Ich sprach mit den Leuten der Straße; sie gingen auseinander mit den Worten: „Gute Nacht, Vater Eisner." Es kam auch vor, daß man mich als Schuft betitelte.

Es ist nicht bequem, bei uns zu regieren. Den Achtstundentag, den wir wenige Tage nach der Revolution einführten, haben wir Minister uns selbst noch nicht geben können. Wir, die provisorische Regierung, die wir jetzt die Macht haben, wissen ja nicht, wie lange wir am Ruder sein werden. Wir haben nicht die Mehrheit, aber halten sie beinahe. Wir wissen nicht, ob wir uns durchsetzen können.

Und nun tritt die Frage der Umwandlung der Gesellschaft in der Richtung des Sozialismus an uns heran. Die sozialistische Regierung ist entschlossen, diese Umwandlung durchzuführen. Der Sozialismus ist für uns kein Programm mehr. Wir brauchen nicht mehr über diese Frage zu diskutieren. Von uns verlangt man Arbeit. Je näher die Dinge an uns heranrücken, desto mehr erkennt man die Schwierigkeit einer deutschen Verfassung. Wir denken gründlich darüber nach. Wie können wir aber sozialisieren, wo die Produktion darnieder liegt! Wir können nach unmittelbaren Erfahrungen die Frage aufwerfen: Wie kommen wir zum Sozialismus? Dieser Sozialismus kommt, und daß wir ihn ehrlich wollen, ist sicher. Aber wenn man von uns verlangt: „Arbeitet", dann beginnt die Schwierigkeit. Wir haben soeben die politische Revolution gemacht. Sie kennen die politische Revolution nicht. Eine politische Revolution zerstört und baut auf. Die soziale Revolution darf nicht die Produktion zerstören, sondern muß sie umwandeln. Das ist die Frage. Die soziale Revolution nach dem Muster einer politischen Revolution wäre einfach Aneignung der Betriebe durch die Arbeiter. Wenn nun die Arbeiter einen solchen Betrieb haben, ist das Sozialismus? Nein, das ist Massenkapitalismus. Wenn ich die Dinge in Rußland richtig verstehe, so hat man dort den Sozialismus nicht begriffen. Man hat gewissermaßen einen Kapitalismus für das Volk gemacht. Wenn ich den Profit unter die Arbeiter verteile, dann wird der Arbeiter etwas mehr bekommen als früher. Aber das Problem der Lohnknechtschaft ist nicht gelöst. Der Sozialismus kommt nicht dadurch, daß man den Kapitalismus totschlägt und allgemein das Privateigentum wegnimmt.

Im Kreuzverhör.

„Wollen Sie mir die Worte des Angeklagten wiederholen?" fragte der Anwalt den Zeugen.

„Er sagt, er habe die Uhr gestohlen."

„Nein, nein," unterbrach ihn der Anwalt, „er gebrauchte doch nicht die dritte Person."

„Nein, denn außer ihm und mir war keine dritte Person da."

„Dann sagte er wohl: Ich habe die Uhr gestohlen."

„Mag sein, daß Sie die Uhr gestohlen haben, dann hat er's aber nicht verraten."

Wanjellen, die Perle.

Skizze aus Indien von W. G. Schmidt.

Gewiß, Mister Armstrong, ich verstehe Ihre hochgespannte Erwartung wohl. Ging es mir doch selbst so, als ich zuerst den Boden Indiens betrat. Aber glauben Sie mir, Sie werden noch manche Enttäuschung in diesem Lande der Dschungeln und Pagoden erleben. Nun, Lehrgeld haben wir alle zahlen müssen, und man ist am Ende noch froh, wenn man gut die Hälfte der Begeisterung angesichts der nackten Wirklichkeit in seine späteren Gefühle hinüberzuretten vermag. — Doch sehen Sie dort nach der Stadt hinüber! Der Anblick ist wohl geeignet, die unvermeidlich folgende Ernüchterung etwas auszugleichen."

Der Sprecher, ein Fünfzigerl in der Oberstenuniform eines der in Indien stationierten Infanterie-Regimenter, drängte den neben ihm stehenden jungen Mann, der zu dem leichten Ulster eine graue Reisemütze trug, näher an die Reling des Dampfers heran und wies mit der Hand über die belebte Wasserfläche. Da lagen in malerischem Halbkreise die weißen Häuser Bombays, jetzt von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne mit einem rosafarbenen Schimmer überflutet, und auf den Wellen der geräumigen Bucht glitzerte es wie von Millionen funkelnder Diamanten.

Mit trunkenen Augen sog der junge Mann das herrliche Landschaftsbild in sich ein, und wie schlecht verhehlter Zweifel klang es aus seiner Stimme, als er rief: „Ich kann es nicht glauben, Oberst, daß dieses Märchenland so viele Schattenseiten haben soll. Müssen die Menschen in diesem Paradies nicht Engel sein? Kann Falschheit und Hinterlist hier gedeihen, wo Gottes Allmacht sich so wunderbar dem menschlichen Auge offenbart? — Nein, ich glaube, Sie sehen zu schwarz!"

„Und doch geben die Tatsachen meinen Behauptungen recht," entgegnete der Offizier, und mit einem leichten Lächeln musterte er das vom Eifer gerötete Gesicht des jungen Schwärmers, dessen Bekanntschaft er während der Ueberfahrt von Glasgow nach Bombay, wohin er von einem mehrmonatigen Heimaturlaub zurückkehrte, gemacht hatte.

Die „Clan Cumming" hatte mittlerweile ihren Ankerplatz erreicht. Donnernd rollten die eisernen Ketten durch die Klüsen in die Fluten, und kaum war der mächtige Dampfer vor Anker, umgab auch schon ein Gewimmel von Booten und Fahrzeugen aller Art und Größe das Schiff.

Am Fallreep verabschiedete sich Armstrong von seinem liebenswürdigen Reisebegleiter, der sich sofort in das Innere des Landes zu seinem Regiment begeben wollte.

„Wenn Sie bis Mirzapore kommen sollten, suchen Sie mich einmal auf," sagte der Offizier freundlich, und mit einem schalkhaften Lächeln in seinen ersten graublauen Augen fügte er hinzu: „Und denken Sie an meine Prophezeiung, wenn sich die Enttäuschungen einstellen und zwischen Ihren Engeln auch einige Teufelchen auftauchen."

* * *

Percy Armstrongs Herz schlug höher, als er am Pier das kleine Boot verließ und sein Fuß nun indischen Boden betrat. Trotz seiner Jugend war Armstrong bereits Teilhaber der weltbekannten Reisfirma Immingham & Armstrong. Der andere Teilhaber, George Immingham, war ein älterer Herr, der die Beschwerden einer langen Seereise nicht mehr ertragen konnte. Da aber zwei der Hauptlieferanten in Bombay ihren Wohnsitz hatten und eine persönliche Rücksprache sich erforderlich machte, wurde Armstrong hinübergeschickt. Percy war noch nie über England und Schottland hinausgekommen. Da er nun aber doch einmal unterwegs war, wollte er die Gelegenheit, auch das Innere des Wunderlandes kennen zu lernen, nicht ungenützt vorübergehen lassen.

Von dem Eindruck, den ihm Bombay selbst bot, war er eigentlich ein ganz, ganz klein wenig enttäuscht. Vor ihm lag die Esplanade, eine der Hauptstraßen der indischen Handelsmetropole. Diese pomphaften Industriepaläste waren ebensogut in England zu Hause, und dieses Auf- und Abfluten einer internationalen Menschenmenge unterschied sich kaum von dem täglichen Verkehrsbilde der Regentstreet in London — und doch schien irgend ein geheimnisvolles Fluidum die Luft zu durchströmen und die Pulse rascher schlagen zu machen. Man fühlte es: diese Stadt war nur eine Maske, ein halbeuropäisches Dekorationsstück, hinter dem sich das wahre Gesicht dieses seltsamen Landes mit seinen tausend Wundern und aber tausend Zeugnissen erstorbener Größe verbarg.

Langsam schlenderte Percy Armstrong die Esplanade hinauf, und endlich stand er vor einem durch schlichte Einfachheit ausgezeichneten Gebäude, an dessen Front in goldenen Lettern der Name „English Hotel" prangte. Dieses Hotel, das eines der ältesten am Platze war, hatte man ihm an Bord besonders empfohlen, und nachdem er den einstöckigen Bau einer flüchtigen äußeren Musterung unterzogen hatte, betrat er die schattige Vorhalle, wo einige bequeme Korbsessel unter großblätterigen Kübelpalmen zu behaglicher Rast einluden.

Ehe er noch recht zur Besinnung kam, eilte aus dem Bureau der Manager, ein rothaariger, sommersprossiger Irländer, auf ihn zu.

„Ah — der Herr wünschen ein Zimmer? — Bitte, sich hier herein zu bemühen? — Sachen noch an Bord? — Sie können sich darauf verlassen, mein Herr, daß alles aufs pünktlichste besorgt wird!"

Armstrong folgte dem dienernden Manager ins Bureau, und nachdem er sich in das Fremdenbuch eingetragen hatte, gab er das Verlangen kund, für seine Weiterreise in das Inland einen eingeborenen, mit den einschlägigen Verhältnissen bekannten Diener zu engagieren.

Der Irländer hörte ihm aufmerksam zu, unterbrach ihn aber zuletzt mit einer großartigen Geste. „Weiter nichts? — Ich werde Ihnen sofort einen Diener besorgen. — Gestatten Sie nur einen Augenblick!"

Er lief auf die an der Hausseite befindliche Veranda hinaus und rief mit Stentorstimme: „Wanjellen!"

Unter dem schützenden Verandavorsprung hatten sich einige Hindu gelagert. Rauchend und schwatzend stahlen sie ihrem Herrgott den Tag. Bei des Managers Ruf hatte sich einer der braunen, schwarzhaarigen Kerle erhoben und stieg nun die Treppen zur Veranda etwas sehr gemächlich hinauf.

Der Manager packte ihn ohne Umstände am Arm und zerrte ihn vor Armstrong hin.

„Hier, Mister Armstrong—ich glaube, er wird Ihnen zusagen. Wanjellen Allagialla kennt das Inland und ist, soweit ich weiß, ehrlich und arbeitsam."

Damit ließ er die beiden allein. Er hatte hier vorerst nichts mehr zu tun.

Wanjellen zählte ungefähr vierzig Jahre. Seiner Befähigung nach eignete er sich wohl für den Posten eines Führers und Dieners, denn er hatte schon häufiger Offiziere und Reisende in das Innere begleitet. Allerdings war er mit seinen Herren bisher nicht recht zufrieden gewesen, weil sie niemals dem Ideal nahe gekommen waren, das er sich von seinem Herrn und Gebieter gebildet hatte. Dieser „Idealsahib" mußte nach Wanjellens Dafürhalten folgende Vorzüge haben: Womöglich mußte er völlig fremd im Lande sein und ebensoviel Hindostani verstehen wie Wanjellen Samojedisch! Dann mußte er ihm, Wanjellen, die Einkäufe der Naturalien und die Beschaffung der Ausrüstung überlassen. Ferner durfte er in europäischer Neugier nicht immer wissen wollen, wie das Fleisch so schnell alle werden konnte, oder warum das Mehl schon wieder um ein paar Anna im Preise gestiegen war. Der Sahib durfte ihm überhaupt nicht so scharf auf die Finger sehen und, was die Hauptsache war, er mußte einen sehr guten Lohn zahlen, der zu der geleisteten Arbeit ungefähr im umgekehrten Verhältnis stehen durfte.

Wanjellen vertrat also zweifellos dasselbe Ideal wie gewisse andere Dienstboten auch.

Schweigend standen sich Herr und Diener eine Weile gegenüber. Armstrong war von dem äußeren Eindruck des Hindus sehr zufrieden, und er konnte gar nicht begreifen, warum ihn der Oberst so eindringlich vor den eingeborenen Dienern gewarnt hatte.

„Also," nahm Armstrong die Verhandlung auf, „ich gedente nach Erledigung meiner geschäftlichen Angelegenheiten in Bombay noch eine Reise ins Inland zu unternehmen. Wann könntest du deinen Dienst bei mir antreten?"

„Sogleich, Herr!" entgegnete Wanjellen.

„Und wieviel verlangst du?"

„Fünfundvierzig Rupien monatlich!" lautete die Antwort.

Armstrong berechnete im Kopf, wieviel dies in englischer Münze war, und fand es, nach den Schilderungen seiner Bekannten, die Indien als ein teueres Land bezeichneten, nicht zu hoch. „Gut, ich bin einverstanden. Du kannst deinen Dienst antreten, und übermorgen reisen wir vielleicht schon."

„Sehr wohl, Herr!" Wanjellen machte so etwas wie eine schüchterne Verbeugung und trollte sich.

Am folgenden Morgen stellte sich Wanjellen pünktlich ein, und Percy Armstrong hatte sich wirklich keinen willigeren, bescheideneren Diener wünschen können. Der Hindu las ihm sozusagen die geheimsten Wünsche von den Augen ab, und Armstrong dachte nur immer kopfschüttelnd: „Nein, dieser Oberst muß doch ein richtiger Pessimist sein! Er sollte meinen Diener kennen lernen. Ja dann —!"

Mit der Reise ins Inland wurde es allerdings zu Armstrongs größter Enttäuschung in den nächsten Tagen noch nichts. Als er Wanjellen gegenüber am Morgen des dritten Tages die Absicht aussprach, nun endlich in das Innere aufzubrechen, hörte dieser ihn mitleidig verwundert an.

Ob der Sahib denn ohne Ausrüstung reisen wollte? Er kenne offenbar den Schnee von Simla und die eisigen Nächte auf den Hochflächen nicht. Warme Kleidung müsse man haben und Teekessel und Waffen und Zeltdecken und noch hundert andere Dinge mehr, von denen Armstrong sich nichts hatte träumen lassen.

Ob man die Sachen nicht nach und nach auf der Reise einkaufen könne, wagte Armstrong einzuwerfen.

Aber da verwandelte sich Wanjellens mitleidige Miene in eine geringschätzige. Man sah es, der Sahib war wirklich noch ganz fremd in Indien. Im Inlande sei alles doppelt — nein, zehnfach so teuer. Er wolle dem Sahib die Sachen hier besorgen, denn er kenne die wohlfeilen Quellen, und Bombay sei billig!

Das gab natürlich den Ausschlag, und der diensteifrige Hindu bekam Vollmacht, alles Nötige einzukaufen.

Leider hatte sich Armstrong zu seiner Reise eine unglückliche Zeit ausgesucht, denn zufällig waren beinahe alle Artikel, die Wanjellen einkaufte, um einige Anna gestiegen. Armstrong stellte bald fest, daß die Summe weit größer wurde, als er angenommen hatte, und er beauftragte daher den Diener, von weiteren Einkäufen vorerst abzusehen.

Wanjellen verzog seine aufgeworfenen Lippen, fügte sich aber schweigend dem Befehl.

Acht Tage waren vergangen, ehe sie endlich von Bombay aufbrachen. Die erste Stadt, die sie aufsuchten, war Delhi.

In dem Hotel, wo sie logierten, waren auch einige Offiziere abgestiegen. Die Herren befreundeten sich schnell miteinander, die Domestiken weniger. Die Diener der Offiziere behandelten Wanjellen nämlich mit beleidigender Herablassung, weil Wanjellen nur einem gewöhnlichen Kaufmann diente. Im Augenblick war eine flotte Prügelei im Gange, und Armstrong hatte Mühe, die Kampfhähne auseinanderzubringen.

Abends kam es nochmals zu einem unangenehmen Zwischenfall. Beim Auspacken seines Koffers entdeckte Armstrong nämlich, daß ihm ein halbes Dutzend silberner Löffel fehlte, die er ihrer schönen Arbeit wegen in Bombay gekauft hatte. Sofort rief er Wanjellen, der ganz entrüstet war und dann, laut über die Unsicherheit in den indischen Gasthäusern schimpfend, auf die Suche nach dem Täter ging.

Nach einer Weile kam er wieder zurück, in der Rechten triumphierend die verschwundenen Löffel schwingend, mit der Linken einen jungen, sich heftig sträubenden Burschen am Arm hinter sich schleppend.

Der warf sich vor Armstrong auf die Knie, jammerte, hob beschwörend die Hände und brach in einen Redestrom aus, von dem Armstrong kein Wort verstand. Peinlich berührt blickte er auf den jungen Menschen nieder, der ganz außer sich zu sein schien.

Durch den Lärm wurde auch der Manager, ein bärbeißiger englischer Hüne, herbeigelockt. Nun fing der Mensch noch lauter an zu jammern, während Wanjellen mit erhobener Stimme berichtete, wie er den Dieb, der gerade das Gestohlene betrachtete, dingfest gemacht habe.

Ein scharfes Wort aus des Managers Munde ließ die Diener verstummen. Er fragte darauf den Angeschuldigten eindringlich aus, worauf dieser wieder in eine Flut von Worten und Tränen ausbrach.

„Was sagt er?" forschte Armstrong, der wie auf Kohlen stand. Weinende Menschen rührten ihn stets das Herz.

„Er behauptet, die Löffel in einer Fensternische gefunden zu haben."

„Glauben Sie, daß dies möglich ist?"

Der Manager zuckte die Achseln. „Er schwört beim Barte des Propheten, nicht der Täter zu sein. Die Mosleme lügen dann gewöhnlich nicht. Es kann ja wirklich ein anderer der Dieb gewesen sein und die Löffel dort versteckt haben."

„Nun," meinte Armstrong erleichtert, „dann lassen Sie den Jungen doch laufen. Die Löffel sind ja wieder zur Stelle."

Damit war der Vorfall erledigt, und am nächsten Morgen ging die Reise weiter.

In Benares kauften sie Stahlwaren, in Agra goldene Stickereien, und in Delhi hatten sie im Basar hübsche eingelegte Kupferarbeiten erworben.

In Agra vermißte Armstrong eines morgens seinen goldenen Ring. Wanjellen wollte, als er dies erfuhr, sofort einen Polizisten holen, aber Armstrong, der wieder eine Szene wie in Delhi befürchtete, hindert ihn daran. Er hoffte, daß sich der Ring, den er wahrscheinlich beim Waschen abgezogen und verlegt hatte, schon wieder finden würde.

Diesmal fand sich aber das Verschwundene nicht wieder!

Fast jedesmal, wenn sie in einem Gasthofe übernachteten, verschwand etwas von Armstrongs Besitz. Den Täter ertappte man nie, obwohl sich Wanjellen häufig auf die Lauer legte und einen fabelhaften Forschungseifer entwickelte. Armstrong dankte seinem Schöpfer, daß er eine solche Perle von Diener gefunden hatte, denn ohne dessen Aufmerksamkeit wäre er gewiß schon bis auf seine Zahnplomben ausgeplündert worden.

Ein unvorhergesehener Zwischenfall brachte Herr und Diener nach näher. Kurz vor ihrer Abreise von Agra wurde Armstrong nämlich vom Fieber befallen.

Tag und Nacht wachte Wanjellen aufopfernd am Lage seines Herrn, bis die Krankheit sich gelegt hatte. Armstrong, der die heftig auftretende Krankheit nicht kannte, glaubte, Wanjellen habe ihn durch treue Pflege mindestens vom Tode errettet, während es sich in Wirklichkeit nur um ein leichtes Sumpffieber handelte.

Nun wurde das Verhältnis zwischen Herr und Diener ein beinahe freundschaftliches. Leider waren inzwischen die in Delhi schon einmal verschwundenen Löffel wieder abhanden gekommen — diesmal aber endgültig. Das konnte nur geschehen sein, während Wanjellen so getreulich am Lager seines Herrn geweilt hatte und deshalb die Sachen nicht so streng beaufsichtigen konnte.

Man beschloß, noch einige Tage zu verweilen, bis Armstrong sich vollständig von den Nachwehen des Fiebers erholt hatte.

Eines Morgens, als Armstrong dem Diener klingelte, kam dieser nicht. Percy kleidete sich an und begab sich nach Wanjellens Schlafraum. Hier bot sich ihm ein trauriger Anblick. Der Hindu lag in hohem Fieber; sein Gesicht hatte eine grünliche Färbung angenommen, und ein unstetes Flackern lag in seinen dunklen Augen.

„Wanjellen, was fehlt dir?" rief Armstrong erschreckt. „Ich werde sofort einen Arzt holen lassen!"

Der Kranke klammerte seine Hand um seines Herrn Arm und flüsterte mit heiserer, belegter Stimme: „Nicht nach englisch Doktor gehen, Sahib! Guten portugiesisch Doktor holen. Ihm tut mir jetzt gut!"

Armstrong hatte allerdings mehr Vertrauen zu seinen Landsleuten. Aber um seinen armen Diener zu beruhigen, ließ er durch den Hotelboten einen der zweifelhaften portugiesischen Doktoren holen.

Der Arzt ließ nicht lange auf sich warten. Ein Blick auf die verzerrten Gesichtszüge des Kranken, dann schüttelte er bedauernd den Kopf. „Nicht mehr zu helfen, Mister Armstrong — Cholera. Der Mann erlebt den Morgen nicht mehr!"

Percy Armstrong war wie vor den Kopf geschlagen. Er hatte den allezeit dienstfertigen Hindu wirklich liebgewonnen, so wie man einen guten Kameraden liebgewinnt. Hatte Wanjellen vorher ihn gepflegt, wollte auch er jetzt dafür ihn pflegen. Alle Einwände des Doktors, daß die Cholera eine im höchsten Grade ansteckende Krankheit sei, hielten ihn nicht ab, die Krankenwache an Wanjellens Schmerzenslager zu übernehmen.

Oben in Wanjellens Kammer schwebte der Tod mit schwarzen Fittichen, und sein kühler Flügelschlag streifte die fieberheiße Stirn des Sterbenden.

Noch einmal richtete sich der Hindu mühsam in den Kissen auf, und kaum verständlich hauchten seine bläulichen Lippen: „Sahib, noch eine Bitte! Bringen Sie meinem Weib in Bombay meinen Koffer. Es ist mein Ersparnis darin, und ich möchte den Koffer keinem anderen anvertrauen als Ihnen."

Gerührt versprach Armstrong, den letzten Wunsch des Sterbenden zu erfüllen.

Eine halbe Stunde später hatte der Tod sein Opfer gefordert.

Armstrong betrauerte den Diener aufrichtig, und er kam sich wie verwaist in dem fremden Lande vor. Zuerst sorgte er für die Beerdigung. Dann ging er zu einem Steinmetzen in Goa und bestellte einen Grabstein für den Dahingeschiedenen, der folgende Inschrift tragen sollte: „Hier ruht mein treuer Diener Wanjellen Allagilalla, dem diesen Stein errichtete sein trauernder Herr und Freund Percy Armstrong."

* * *

Bis der Stein auf dem Grabe errichtet war, blieb Armstrong noch in Goa. Dann aber reiste er auf schnellstem Wege zurück nach Bombay, um sein Wanjellen gegebenes Versprechen einzulösen.

Wanjellens Weib wohnte in Mazagon, einem Teile Bombays, der hauptsächlich von Portugiesen bewohnt wird. Zahlreiche Boardinghäuser befinden sich hier. Die Eingeborenen erhalten hier für wenige Anna im Monat Aufenthalt für sich und ihre Angehörigen. Wenn der Mann Be